

INTRO

Danke, Claudia Wohlgenannt, für die Einladung, hier von meiner Erfahrung als Mutter und Musikerin zu erzählen.

Ich freu mich immer über Frauen, die differenziert über ihre Mutterschaft erzählen. Und ich will für andere eine dieser Frauen sein. Deswegen hab ich in den letzten Jahren einiges dazu in meinem Blog geschrieben, so ist Claudia auf mich gekommen.

Dies hier ist die erste Keynote meines Lebens und sie wird einige Ähnlichkeit mit meinen Liedern haben: sie ist sehr persönlich, wissend, dass das Persönliche politisch und das Politische persönlich ist.

Zwei Dinge will ich vorweg schicken:

1. ich sage Mütter, und meine: alle Menschen, die die Betreuung von kleinen Kindern oder Pflegebedürftigen als Hauptverantwortliche übernehmen. Das müssen nicht die biologischen Mütter der Kinder sein oder überhaupt Menschen, die sich als Frau identifizieren. Sondern die Hauptverantwortlichen, emotional und organisatorisch, und sehr sehr oft sind das die Mütter. Ich meine heute alle anderen, die in dieser Rolle sind, mit.

2. Die Liebe zu den Kindern ist absolut und unteilbar und ohne Grenzen, sie ist aber kein Garant für Glückseligkeit mit der Mutterrolle. Das eine hat mit dem anderen nur bedingt zu tun, bzw. tut die Liebe auch oft weh, weil das Muttersein gerade nicht leicht ist, und man die Mutter, die man gerne wäre, gerade nicht sein kann. Das will ich nicht immer dazu sagen müssen, aber ich tu es, weil diese Unterscheidung oft nicht mitgedacht wird, wenn man sich kritisch über die eigene Mutter-Rolle äußert.

EINLEITUNG

Während ich diesen Text hier geschrieben hab, wird meine to-do-liste länger, ich erspare sie euch, weil sie den Rahmen hier sprengt, zwischendurch schneide ich Äpfel, tröste ein Kind, röste Mandeln und sage ungefähr 20x: bitte frag den Papi, ich muss mich konzentrieren. Zuhause arbeiten, während die Kinder auch zuhause sind, tu ich glücklicherweise selten, und jetzt weiß ich wieder, warum.

Den Text fertiggeschrieben habe ich dann ein paar Tage später, und zwar in der Nacht, als die Kinder schliefen.

Ich bin mir sicher, viele von euch kennen das, so oder so ähnlich.

Denn auch, wenn arbeitsbezogene Dinge dringlich sind, haben kinder-bezogene Bedürfnisse immer schneller meine Aufmerksamkeit – sie sind so unmittelbar, wie das Trösten und der Apfel-Hunger.

Was unter dieser Unmittelbarkeit in den letzten Jahren gelitten hat, ist vor allem meine so genannte Karriere.

WAS IST MEINE SOG. KARRIERE?

Als ich schwanger mit meinem ersten Kind war, dachte ich, ich würde jetzt eine kurze Pause machen, sagen wir, drei Monate, und dann wieder genauso weitermachen wie davor: Konzerte spielen, Nächte als DJ verbringen, wahnsinnig viel zu tun haben und trotzdem am Abend öfter mal ausgehen,

Dann kam das Kind, das Gefühl von übergroßer Verantwortung, dann kam eine postnatale Depression und der Punkt, an dem ich nicht daran glaubte, das Bett je wieder verlassen zu können. Der Punkt, an dem ich alle Konzerte absagen wollte, es aber nicht tat, weil ich es mir nicht leisten konnte.

Meine Depression war vielen Dingen geschuldet, der frühkindlichen Erfahrung, meine eigene Mutter zu verlieren, und der Todesangst, die daraus resultiert, in erster Linie.

Aber es gab da auch gesellschaftlich bedingte Themen:

Wie kann ich mein Kind gut begleiten, die Verantwortung für ein Leben tragen?

Bin ich eine gute Mutter, obwohl ich auch – unbedingt – Künstlerin sein will?

Können meine Kinder glückliche Menschen werden, obwohl ich so unglücklich bin mit der Rolle, die mir als Mutter in dieser Gesellschaft zufällt?

Diese Themen begleiteten mich immer. Ich stolperte durch mein musikalisches Leben, mit Baby in den Armen meines Mannes im Backstageraum, und konzentrierte mich auf's Überleben.

Kurz Geburt meines zweiten Kindes spielte ich ein solo-Konzert, das ich nie vergessen werde. Ich hatte es angenommen, weil es ein guter Job war, weil ich schlicht und einfach das Geld brauchte, nicht aus Leidenschaft oder dem Gefühl, viel zu geben zu haben. Und das hab ich dann auch gespürt: es war leer, anstrengend, ohne Resonanz in meinem Herzen.

Da hab ich realisiert, dass ich mein Verständnis von Musik und mein Verständnis von Mutterschaft nicht vereinen kann.

Also hab ich alle geplanten Auftritte abgesagt. Pause zu machen von der Doppelrolle als Künstlerin und Mutter erschien mir eine Notwendigkeit.

Ich wollte ja die beste Musikerin sein, die ich sein kann, nicht die leere Hülse, die ich gerade war. Aber die beste Mutter zu sein, die ich sein kann, war dringlicher, und drängte alles andere in den Hintergrund.

PRIVILEGIEN (und warum auch die Details wichtig sind)

Aus dieser Pause wieder aufzutauchen, alles zu ordnen und langsam in Form von Liedern zu formulieren, sprich: wieder Musik zu machen, dauerte Jahre. Und dass ich es überhaupt geschafft habe, hat was damit zu tun, dass ich verhältnismäßig privilegiert bin. Das sag ich dazu, weil ich Transparenz wichtig finde. Sie verhindert, dass der Eindruck entsteht, der eben manchmal von außen entsteht: die schafft das so locker! Nur ich kann das nicht!

Also. 1. schaff ich's nicht locker, 2. schaff ich's nur mit Hilfen:

1. Ich hab einen Raum, in dem ich schreiben und Klavier spielen und mich konzentrieren kann.
2. Ich hab einen Mann, der 50% der Kinder-Betreuungs-Zeit übernimmt.
3. ich hatte ein Erbe, das mir als junge Mutter zwei Jahre sehr-wenig-verdienen und zweieinhalb Jahre Psychotherapie ermöglicht hat.

Diese Privilegien sind der Ermöglichungsgrund für das Meiste, was ich in den letzten Jahren musikalisch und organisatorisch geschafft habe, und sie haben mit Zeit und mit Geld zu tun, die zwei Dinge, die jungen Müttern tendenziell fehlen.

Unglaublich, aber wahr: Frauen, die Mütter werden, verdienen weniger als jene ohne Kinder. Und zwar 70% weniger.

Ich weiß das aus dem Buch von Mareice Kaiser „Das Unwohlsein der modernen Mutter“ (Seite 80), ich kann es nur empfehlen, denn was sie schreibt, kombiniert mit Zahlen und Fakten, hat mir bewusst gemacht, dass das, was ich fühle, was ich will und mir wünsche, und worunter ich leide, nichts zu Persönliches, zu Intimes, Unwichtiges ist.

Sondern politisch relevant und begründet, weil den politischen Rahmenbedingungen geschuldet, unter denen wir leben.

Überhaupt: Mutterthemen werden als Frauenthemen, Frauenthemen werden als Nischenthemen dargestellt, Vaterthemen sind Männerthemen und damit Menschenthemen.

Wie erstaunlich, dass es immer noch so ist. Wenn ein Mann etwas über seine Welt sagt, gilt es für ihn als Mensch, wenn eine Frau das gleiche tut, ist es nur etwas für Frauen.

Dabei gibt es wenig, was uns alle so sehr betrifft, wie Mutter-Sein – immerhin gebären und begleiten Mütter die kleinen Menschen, die später groß sind und unser aller Pension bezahlen

sollen. Also wenn das nicht politisch und wirtschaftlich relevant ist, was dann?
Ist es dann nicht auch wichtig, dass Mütter aus ihrer Sicht auf die Welt erzählen? Dass es Filme und Literatur und Musik gibt aus der Sicht von Müttern? Dass die Sicht von Müttern als selbstverständlicher Teil des Kanons geframed wird, und nicht als Nischenthema?

Ich finde, schon. Aber wir dümpeln immer noch in alten Klischees herum. Auch, weil es allzu oft passiert, dass Mütter junger Kinder in der Privatheit des eigenen Familienlebens verschwinden. Und das kann ja auch ein paar Jahre selbstgewählt sein, aber oft findet man den Weg einfach nicht mehr heraus, weil es ein harter Weg ist, und verdammt viele Steine im Weg liegen.

Unser Leben als Mütter ist geprägt von uralten Rollenbildern, die sich nicht nur in den Köpfen der Menschen, sondern ganz konkret in unserem Steuersystem, im Kinder-Betreuungs-Angebot, im Bildungssystem, in Unternehmensstrukturen, in der Medienlandschaft etc.etc. manifestiert haben. In harten Zahlen und Fakten, innerhalb derer wir leben.

Heute werden wir um Zahlen und Fakten bereichert, und das ist so wichtig, weil es uns vor Augen führt, dass die Probleme, von denen wir dachten, dass es unsere intimsten und persönlichsten sind, weitverbreitet sind und somit offenbar gesellschaftliche Vorbedingungen haben.

Die Erkenntnis, dass das eigene Problem viel größer ist als man selbst, macht es auch leichter, darüber zu reden.

Oft reden wir nicht darüber, zumindest nicht öffentlich, weil wir nicht jammern wollen. Weil wir das Gefühl haben, dass alle anderen das ja auch irgendwie schaffen, dieses Mutter-Sein und gleichzeitig einem ernstzunehmenden Job nachgehen. Uns wurde ja auch jahrzehntelang suggeriert, dass wir dankbar sein müssen, wenn wir Kinder und Job haben können. Wir können jetzt alles haben! Da können wir uns doch jetzt nicht darüber beschweren.

Oja. Können wir. Sollen wir. Nicht jammernd, sondern eine Schiefelage ansprechend, die es zu bekämpfen gilt.

Denn seit Mütter alles sein *können*, *müssen* sie auch alles sein. Das schwingt immer mit. Das kann natürlich nicht gelingen.

Aber wir glauben immer noch an das Ideal der Power-Frau.

Gibt es eigentlich auch Power-Männer?

Werden eigentlich männliche Politiker über Vereinbarkeit gefragt und über das schlechte Gewissen, das sie ihren Kindern gegenüber haben, weil sie so viel arbeiten?

Väter und Mütter werden mit zwei völlig verschiedenen Erwartungshaltungen konfrontiert, und solange der Glaubenssatz, dass die Mütter sich immer noch als Hauptverantwortliche emotional und organisatorisch um die Kinder kümmern müssen, selbstverständlich, vom Mainstream unhinterfragt, aufrecht ist, glauben wir selbst sogar, da mithalten zu müssen.

Ich halte da nicht mit.

Ich scheitere sowieso täglich an meinen Ansprüchen. Und nein, ich meine nicht die Ansprüche, eine immer aufgeräumte Wohnung, fleckenlos gebügelte Kinderkleidung, und ein täglich frisch gekochtes abwechslungsreiches und gesundes Essen am Tisch stehen zu haben.

Ich will einfach nur eine Mutter sein, die ihre Kinder gut begleitet, und eine Künstlerin, die Relevantes von sich gibt. Wie jeder Vater, der auch Künstler ist, auch.

Übrigens: das Lied, das ich über meine postnatale Depression geschrieben habe, ist bis heute das Lied, auf das mich die meisten Leute ansprechen. Lange habe ich überlegt, ob ich mich traue, es zu veröffentlichen, und bin unglaublich froh, dass ich mich drüber getraut hab. Es zeigt mir und allen, die damit resonieren, dass uns viel mehr gemein ist, als wir dachten.

Wenn wir beginnen, ehrlich über das zu reden, was uns zutiefst beschäftigt, verbindet und erleichtert uns das erstens, und zweitens stoßen wir auf gesellschaftspolitische Themen, die es anzugehen gilt.

Und ich denke, das ist so Einiges.
Ich freu mich, heute hier zu sein, und bin gespannt auf alles weitere.

Danke für's Zuhören.